

# Wunden und Wunder der Kindheit

Ein Treffen mit der Filmemacherin Léa Pool beim Zürcher Pink-Apple-Festival

Die Westschweizerin Léa Pool wanderte 1975 nach Kanada aus – und hat mit dem Regiefach eine Männerdomäne erobert. Ihre Coming-of-Age-Perlen aber spiegeln Verletzungen aus ihrer eigenen Vergangenheit, wie sie im Gespräch in Zürich erläutert.

URS BÜHLER

Ihr Besuch in der Stadt ist die Rückkehr zum Refugium einer belasteten Kindheit: Die Grosseltern von Léa Pool wohnten am Zürichberg beim Klösterli, in der Nähe des Zoos. Wenn sie diese im Sommer besuchte, hörte sie oft stundenlang Wolfsgeheul und Tigergebrüll von nahen Gehegen. In Erinnerung aber ist ein kleines Paradies geblieben: die täglichen Mahlzeiten, die man, anders als im Lausanner Elternhaus, gemeinsam am Tisch einnahm, das Wellenbad Dolder, die Spaziergänge im Wald. Daran denkt sie, wenn sie wieder einmal da ist, etwa um einen Award des Pink-Apple-Festivals zu empfangen wie jetzt oder um «La Passion d'Augustine» am Zurich Film Festival zu präsentieren wie letzten Herbst. Dieses in einer Klosterschule angesiedelte Werk, soeben auch in Frankreich angelaufen, hat sich zu ihrem kommerziell erfolgreichsten entwickelt.

## Die Anfänge als Lehrerin

Junge Protagonistinnen, die ihre Filme bevölkern, stellen sich eigenwillig bis kratzbürstig der Unbill, die die Schwelle zur Erwachsenenwelt für sie bereithält. Die 65-Jährige selbst offenbart beim Besuch auf der NZZ-Redaktion ein gewinnendes Wesen, der Blick ist warm und offen, der Umgangston fast vertraut. «Wir teilen den gleichen Geschmack», merkt sie im Büro des Interviewers angesichts von Edward-Hopper- und Filmplakaten an. Nur die Affiche zu Tarantinos martialischem «Kill Bill» lässt sie eher kalt. Sie führt eine feinere Klinge: Werke wie «Emporte-moi» etwa, mit dem Schweizer Filmpreis 2000 ausgezeichnet, und der hinreissende «Maman est chez le Coiffeur», 2009 in Solothurn zum Publikumsfavoriten avanciert, sind ihre Coming-of-Age-Perlen zwischen Leichtigkeit und Tiefe, zwischen Zauber und Last der Adoleszenz.

Das Interesse für Heranwachsende war schon für die erste Berufswahl entscheidend gewesen: Als junge Lehrerin fürchtete Pool aber schon nach vier Jahren, dereinst in Routine zu erstarren, und empfand das Umfeld als engstirnig. Als sie mit einer Klasse von 14-Jährigen auf deren Bitten hin sexuelle Fragen diskutierte, wurde das zum Skandal aufgebaut, der kaum zu ihrer Motivation beitrug. Sie suchte eine möglichst ferne französischsprachige Destination, um der familiären und gesellschaftlichen Enge zu entfliehen, und fand Quebec. 1975 zog sie hin – vorübergehend, wie sie dachte. Sie lebt bis heute in Kanada.

In Montreal nahm die 25-Jährige ein Studium in Kommunikation auf, und aus der Liebe zur Fotografie erwuchs die Passion für bewegte Bilder. Sie als Frau eine Filmemacherin zu nennen, traute



Léa Pool in Zürich. Über Kindergesichter in Filmen sagt sie: «In der Stille sagen sie oft mehr, als wenn sie sprechen.» ANNICK RAMP / NZZ

sie sich lange nicht. Erst als «Anne Trister» es 1986 in den Wettbewerb der Berlinale schaffte, änderte sich ihr Selbstverständnis. Doch noch immer müsse man als Frau in diesem Beruf kämpfen, sagt sie, mehr denn als Homosexuelle. In Cannes etwa stamme bestenfalls ein Zehntel der Wettbewerbsfilme von Regisseurinnen. Die Missstände führt sie auch darauf zurück, dass an den Schlüsselpositionen Männer sassen, an den grossen Festivals wie in Verleihen. Und Männer hätten auf Dinge und Filme nun einmal eine andere Sicht, sagt sie in bestimmtem, aber vorwurfsfreiem Ton.

## Mutter und Auffangnetz

Sie selbst zählt zu den raren Frauen, die sich seit über drei Jahrzehnten im internationalen Geschäft halten. Dabei, und keineswegs nebenbei, zog sie allein ihr

Kind auf. Dass sie in dieser Zeit, anders als sonst, ihre Stoffe kaum selbst schrieb, hatte mit dieser Doppelbelastung zu tun. Die Tochter, im ersten Altersjahr von ihr adoptiert, studiert jetzt Medizin. Ist es die Giulia Pool, die im Abspann von «La Passion d'Augustine» bei der Liste der Helferinnen auftaucht? Darauf angesprochen, lächelt die Mutter stolz.

Immer wieder fällt auf, welche natürliche Glanzleistungen diese Regisseurin Nachwuchsdarstellerinnen zu entlocken vermag. Wie werden sie geführt? «Ich bin nicht sehr bestimmend auf dem Filmset, sehe mich eher als Sicherheitsnetz», erklärt sie. «Man sollte niemanden in eine Richtung drängen, die nicht stimmt für ihn, seien es Laien oder grosse Schauspieler. Vor allem mit Kindern erörtere ich Charaktere, aber stets überlasse ich Darstellern den ersten Vorschlag für Interpretationen. Die wis-

sen viel mehr als ich über ihre Rolle.» Der kleine Bub, der in «Maman est chez le Coiffeur» brilliert, sollte laut Skript an einer Stelle weinen. Er verkrampfte sich und presste, als sässe er auf dem Häfeli. «Ich erklärte ihm, dass man auch ohne Augenwasser sehr traurig sein kann. Das befreite ihn, es kam gut, auch ohne Tränen. Diese lassen sich durch bestimmte Tropfen auslösen, aber ich hasse das. Oft spielt das Gesicht dann nicht mit.»

Und wie lange sie der Kamera jeweils Zeit lässt, auf den Gesichtern der Kinder zu verweilen, um die Gefühle einzufangen! «In der Stille des Moments sagen sie oft viel mehr, als wenn sie sprechen», merkt Léa Pool an, deren sanfte Stimme noch um ein paar Grad wärmer wird, wenn sie über Heranwachsende redet. Die Adoleszenz fasziniert sie. Und Pools Plots verknüpfen sie oft damit, dass Vertrautes zusammenbricht.

Dann müsse, so sagt sie, der Mensch sich bewegen und sich somit entwickeln.

Viele Motive ihrer Filme prägten früh ihr eigenes Leben. Sie weiss, was es heisst, als Kind von familiären Konstellationen überfordert zu sein: Ihre Erfahrungen hat sie in «Emporte-moi» poetisch, aber authentisch aufgearbeitet. Im Gespräch zieht sie biografische Parallelen ganz ohne spürbaren Groll, als würde sie einen Filmplot nacherzählen. Sie wurde für ihre ersten drei Lebensjahre in ein Heim gesteckt und weiss bis heute nicht warum. Ihr Vater war, wie das Pendant im Film, ein papier- und erfolgloser Schriftsteller jüdisch-polnischer Herkunft, eine zerrissene, schliesslich gebrochene Persönlichkeit. Nach einer Odyssee landete er in Genf, als Übersetzer der Uno, wo er mit 43 Jahren eine 18-jährige Zürcherin kennenlernte: Léas Mutter, deren Nachnamen sie trägt und die oft weg war: Sie, nicht der Vater, ernährte die Familie und arbeitete hart.

Pool neigt nicht zum Schubladisieren, sie teilt die Menschheit weder in hetero- und homosexuell ein noch in Mann und Frau. Doch wen wundert's, dass viele ihrer Werke das Thema der abwesenden Mütter variieren und, ohne dem Klischee des bösen Geschlechts zu verfallen, die Männer oft als ziemlich überforderte Antihelden zeigen? Nur als scheinbare Randfiguren werden sie, zu Ersatzvätern mutierend, rehabilitiert.

Diese Konstellation wird, wie sie im Gespräch fast verblüfft feststellt, auch in ihrem nächsten Spielfilm auftauchen, der wie viele ihrer Werke eine schweizerisch-kanadische Koproduktion ist. Das Budget hat sie im Vergleich zu ihren letzten Werken bewusst fast halbiert, auf gut zwei Millionen Franken: So bleibe ihr, erklärt sie, mehr Freiraum zum Experimentieren. Wenn sie in Routine verfallen wollte, hätte sie gleich Lehrerin bleiben können, fügt sie an. Vermehrt möchte sie auch Dokumentarfilme drehen, das Genre fasziniert sie. Eben hat sie, mit einer Zürcher Produktionsfirma als Hauptpartnerin, in vier Ländern eine Dokumentation über Kinder gedreht, deren Mütter hinter Gittern leben.

## Am Pink-Apple-Festival geehrt

Regelmässig lässt sie Themen rund um Homosexualität in die Stoffe einfließen, und zwar oft so natürlich, dass es nicht zur Pose verkommt. Dass «Anne Trister» nicht nur über eine Generation hinweg zum Kultfilm gewachsen ist, sondern auch vielen jungen Lesben von heute als Ikone gilt, konstatiert sie erfreut – und erstaunt. «Dieser Film ist ja kein Statement. Nicht die sexuelle Ausrichtung steht im Vordergrund, sondern die Identitätssuche einer jungen Frau», sagt sie. Doch wie ihre Filme ihr selbst geholfen hätten, sich und ihr Leben zu verstehen, gehe das anderen wohl auch so.

Insofern freue sie sich auch speziell über den Preis des Pink-Apple-Festivals, das ihr zudem eine Retrospektive widmet. Sie finde dieses Festival wichtig, sagt sie, sonst wäre sie nicht angegeistert: Es bringe viele Filme auf die Leinwand, die sonst kaum ins Kino kämen – und sei insofern vielleicht nötiger als etwa die Festspiele in Cannes. Was dort laufe, erhalte nämlich meist so oder so Publizität.

## Von «Gaymes» und Arabern, Tunten und Butches

brh. · Warum eigentlich sind die Helden in den (allermeisten) Videogames nicht schwul? Oder die triumphierenden Siegerinnen lesbisch? Homosexualität und Transgender-Realitäten sind in der grossen, weiten Welt der Videogames kaum je ein Thema; so wie es früher in der Filmwelt war. Die Organisatoren des schwul-lesbischen Filmfestivals Pink Apple kennen solche Diskrepanzen und Ausgrenzungen bestens: Sie setzen deshalb dieses Jahr einen Schwer- und Kontrapunkt unter dem Titel «Gaymes – The Rainbow in Videogames».

Wer Hintergründiges ausserhalb des Filmsaals sucht, wird mit einer informa-

tiven Ausstellung im Stadtzürcher Kulturhaus Helferei bestens bedient. Die Schau bietet einen historischen Rückblick, zeigt aber auch auf, dass sich Videospiele durchaus ernsthafte Aspekte annehmen – also nicht nur der reinen Unterhaltung dienen.

Ebenfalls im Kulturhaus Helferei referiert am Freitagabend der amerikanische «Gaymes»-Pionier Matt Conn, Anfang kommender Woche steht zudem ein «Pink Talk» zum Thema «Game-Entwicklung versus Filmregie» auf dem Programm. Parallel dazu laufen die beiden Filme «Code Academy» (im Kurzfilm-Wettbewerb) und «Gaming in Co-

lor» (Dokumentarfilm). – Ein zweites, ganz anderes Schwerpunktthema ist das Filmschaffen Homosexueller in arabischen Ländern – ein Thema mit Zündstoff, wortwörtlich. Die Pink-Apple-Macher weisen darauf hin, dass sich Homosexualität und arabische Kultur nicht ausschliessen, wobei nicht schön-geredet werden soll und kann, dass in arabischen Ländern Homosexualität mit dem Tod bedroht wird. Kein Wunder also, kommt im arabischen Kino die gleichgeschlechtliche Liebe selten umfassend und/oder offen vor. Das hindert mutige, unabhängige Filmemacher und Videokünstler nicht daran, sich des The-

mas anzunehmen, und zwar vor allem im Genre der Kurzfilme. Pink Apple organisiert zwei Kurzfilmabende zum «Queer Arab Cinema»: mit den programmatischen Titeln «Hidden Desires» und «Between Secret and Visibility».

Als drittes Highlight des heurigen und damit neunzehnten Pink-Apple-Festivals, das vom 27. April bis zum 5. Mai in Zürich und anschliessend vom 6. Mai bis zum 8. Mai in Frauenfeld stattfindet, sei die Ode an die Tunten und Butches erwähnt. «Schimpfwort oder mit stolz geführte Selbstbezeichnungen?», fragen die Organisatoren und erklären den Nichteingeweihten, dass

mit Tunte der weiblich auftretende Schwule gemeint ist – und mit Butch die männlich auftretende Lesbe. Die Filme zum Thema heissen «Chez nous», «Gender Troubles: The Butches», «Herr von Bohlen», «O Ninho» und «Un Bacio». Daneben gibt es einen Vortrag der deutschen Journalistin, Autorin und Verlegerin Manuela Kay (zu den Butches), einen «Pink Talk», ebenfalls mit Manuela Kay, sowie einen «tuntigen Bar-Talk», moderiert vom ortsansässigen Multitalent Michi Rüegg.

Veranstaltungsorte, -daten und -zeiten in Zürich und Frauenfeld unter [www.pinkapple.ch](http://www.pinkapple.ch).